

Wir müssen reden!

Ein Blick aus katholischer Perspektive

Bernhard Spielberg

Am 3. November 2015 richteten sich die Schweizer Bischöfe in einem Hirtenbrief an die Seelsorgerinnen und Seelsorger in ihrem Land. Es geht ihnen um „Das Miteinander von Priestern, Diakonen und Laienseelsorgern/-innen in der Feier der Eucharistie“ angesichts von Veränderungen der Seelsorgestrukturen und Berufsrollen.¹ Sie danken für „die reichen Dienste, die in allen Bereichen des kirchlichen Lebens von Laien und insbesondere von Frauen geleistet werden.“² Und sie machen darauf aufmerksam, dass das „neue und ämtertheologisch gesunde Miteinander von Priestern und Laien ... erlernt und erprobt sein [will].“ Gefährdet werde dieses Miteinander in der Schweiz allerdings durch eine Vermischung der Berufsrollen, die „die spezifischen Eigenheiten der Berufungen und Berufsbilder verwässert und [einebnet]“. Letztlich sei jedoch „nach wie vor die Priesterrolle massgeblich für den Seelsorgeberuf.“ Entsprechend wird deren Alleinstellungsmerkmal hervorgehoben:

„In der Feier der Eucharistie, der immer der Priester an der Stelle Christi, dem Haupt der Kirche, vorsteht, bezeugt dieser, dass der Kirche alles von Christus zukommt. [...] Dazu gehört auch sein Auftrag,

1 Schweizer Bischofskonferenz, Das Miteinander von Priestern, Diakonen und Laienseelsorgern/-innen in der Feier der Eucharistie. 2. September 2015, Freiburg i. Ü., 2015.

2 Ebd.

in der Heiligen Messe die Homilie zu halten, da während der Eucharistiefeier der Tisch des Wortes nicht vom Tisch des Brotes getrennt werden kann.³

Anlass des Schreibens ist der Ad-Limina-Besuch der Schweizer Bischöfe im Jahr zuvor. Bei dieser Gelegenheit war ihnen der Text einer „Ansprache“ von Papst Franziskus überreicht worden, die die Notwendigkeit betont, den Unterschied zwischen Laien und Priestern zu wahren. Gehalten hatte der Papst diese Ansprache nicht.

Die Einschärfung dieser Direktive aus Rom kommt bei den Adressatinnen und Adressaten buchstäblich unterschiedlich an: In den Bistümern Basel und St. Gallen wird der gemeinsame Hirtenbrief nämlich zusammen mit einem eigenen Brief des jeweiligen Hirten versandt. Darin distanzieren sich die Bischöfe Felix Gmür und Markus Büchel vom Dokument. In den Bistümern St. Gallen und Basel behalte das Dokument „Beauftragte Laien im kirchlichen Dienst“⁴ vom Januar 2005 weiterhin Gültigkeit, das es Pastoralassistentinnen und -assistenten erlaubt, in Abstimmung mit dem Priester ein Predigtwort oder eine Mediation in der Eucharistiefeier zu halten. An der Praxis ändere sich nichts.

Die Doppeldeutigkeit der Hirtenschreiben mag man als ein-drucksvolle Ausformung des katholischen „et-et“ bezeichnen, oder – wie der Churer Pastoraltheologe und Homiletiker Manfred Belok – als „die perfekte Anleitung zur permanenten Schizophrenie“⁵. Auf alle Fälle ist die kurze Geschichte der Schweizer Hirtenschreiben in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich. Sie erzählt von den Differenzen zwischen päpstlichen Reden und kurialen Manuskripten und dem damit verbundenen neuen römischen Leitungsstil; von der sich entfaltenden Pluralität des katholischer Kulturen und der damit einhergehenden Frage nach der Ausformung von Einheit sowie von der gesellschaftlich wie kirchlich unter Druck geratenen Rolle der Priester und der daraus erwachsenen Sehnsucht nach Identität. In homiletischer Perspektive zeigt die Geschichte: Die Predigt – genau-

3 Ebd.

4 Sekretariat der Schweizer Bischofskonferenz (Hg.), Beauftragte Laien im kirchlichen Dienst. Januar 2005, Freiburg i. Ü., 2005.

5 Manfred Belok zum Hirtenbrief: „Perfekte Anleitung zur Schizophrenie“, im Internet unter: <https://www.kath.ch/newsd/papstoraltheologe-belok-zum-hirtenbrief-zur-predigt-bischoefen-mangelt-es-an-mut/> (21.02.2018).

er: die Homilie in der Eucharistiefeier –, die im Unterschied zu ihrer Rolle in den reformatorischen Kirchen in der katholischen Tradition bisher nicht als Identitätsmarker in Erscheinung trat,⁶ ist mittlerweile ein prominenter Schauplatz kirchlicher Transformationen. Und zwar in rechtlicher, spiritueller und praktischer Hinsicht. Diese drei Facetten kommen in diesem Beitrag in den Blick. Schließlich ruft der doppeldeutige Tagungstitel „Wir müssen reden“ angesichts der Lage der Predigt in der katholischen Kirche drei Einsprüche wach.

1. Wir müssen reden – dürfen aber nicht.

Reden müssen muss man erst einmal dürfen. Die Debatte um die so genannte „Laienpredigt“ ist im deutschsprachigen Raum nach wie vor virulent. An ihr zeigt sich nicht allein, welche ungeheure Diskrepanz zwischen einer pastoralen Praxis und deren rechtlicher Normierung bestehen kann. Sie macht auch divergierende Ekklesiologien und die Art und Weise des Umgangs mit ihnen sichtbar.

Die Frage nach der Erlaubtheit teilt diejenigen, die von Amts wegen verkündigen, in zwei Gruppen: Auf der einen Seite stehen die Priester und Diakone. Sie dürfen nicht nur predigen, sie müssen es sogar. Das Privileg ist für nicht wenige unter ihnen zur Pflicht geworden, die Sonntag für Sonntag gleich mehrfach zu erbringen ist. Auf der anderen Seite stehen die so genannten „Laien“. Also theologisch ausgebildete Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, für die – je nach Bistum – eine Predigt in der Eucharistiefeier nicht nur theologisch, sondern auch beruflich eine riskante Rede werden kann.

Im Hintergrund der Debatte um die Predigterlaubnis für „Laien“ steht die Pluralisierung pastoraler Berufsrollen seit Mitte der 1960er Jahre. Die Wirkmächtigkeit der damit einhergehenden Veränderungen lässt sich bereits an den statistischen Daten ablesen: Von 1995 bis 2016 ging die Zahl der katholischen Priester in Deutschland um

6 Zur unterschiedlichen konfessionellen Rolle der Predigt vgl. Erich Garhammer / Ursula Roth / Heinz-Günther Schöttler (Hgg.), *Kontrapunkte. Katholische und protestantische Predigtkultur*, München 2006 (ÖSP Bd. 5).

gut ein Viertel zurück – von 18.663 auf 13.856.⁷ Diese Tendenz wird sich fortsetzen, denn den gegenwärtig etwa 75 Neugeweihten pro Jahr stehen jeweils über 300 ältere Priester gegenüber, die in den Ruhestand treten. So erklärt sich die Faustformel in einigen Personalreferaten, nach der mit den Neupriestern nur diejenigen ersetzt werden können, die außerplanmäßig aus dem Dienst ausscheiden. Gleichzeitig wuchs in den vergangenen Jahren die Zahl der Frauen und Männer, die als Gemeinde- oder Pastoralreferentinnen und -referenten Seelsorge zu ihrem Beruf gemacht haben. Die Zahl Letzterer, also derjenigen mit einem theologischen Universitätsabschluss, hat sich seit 1990 verdoppelt. Gegenwärtig arbeiten 4.537 Pastoralassistenten und -referenten sowie 3.200 Gemeindereferentinnen und -assistentinnen in deutschen Diözesen.⁸

Ökonomisch ermöglicht wurde diese Vervielfältigung pastoraler Berufe durch die Kirchensteuer. Theologisch getragen wurde sie durch die Volk-Gottes-Ekklesiologie des Zweiten Vatikanums. Entsprechend begründet die Würzburger Synode in ihrem gleichnamigen Beschluss die „Beteiligung der Laien an der Verkündigung“⁹ mit der Aussage der Kirchenkonstitution *Lumen gentium*,

„daß die Kirche das Volk Gottes ist und als ganze die Sendung Jesu Christi in dieser Welt fortzusetzen berufen ist; [...] Die Synode ermutigt daher zu Initiativen, die den Gemeindemitgliedern zum Bewußtsein bringen, daß alle berufen sind, in Wort und Tat für die Botschaft Jesu Christi einzutreten.“ (2.1.1)

7 Vgl. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *Katholische Kirche in Deutschland. Zahlen und Fakten 2016/2017*, 42 (= Arbeitshilfen 294). Berücksichtigt sind Welt- und Ordenspriester.

8 Vgl. a. a. O., 43.

9 Beschluss: die Beteiligung der Laien an der Verkündigung, in: Synode Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. *Beschlüsse der Vollversammlung. Offizielle Gesamtausgabe*, herausgegeben im Auftrag des Präsidiums der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz von L. Bertsch SJ, Ph. Boonen, R. Hammerschmidt, J. Homeyer, F. Kronenberg, K. Lehmann unter Mitarbeit von P. Imhof SJ, Freiburg 1976 (= OG I), 169-178. Zur Debatte um die „Laienpredigt“ vgl. auch Bernhard Spielberg, Ein Beschluss unter Beschuss. *Die Beteiligung der Laien an der Verkündigung – und was daraus geworden ist*, in: Reinhard Feiter / Richard Hartmann / Joachim Schmiedl (Hgg.), *Die Würzburger Synode. Die Texte neu gelesen*, Freiburg 2013, 56-78.

Auf der Basis dieser ekklesiologischen Option erkennt die Synode

„die große Zahl theologisch ausgebildeter Laien, die [...] im Bereich von Schule und Erziehung, in der Erwachsenenbildung, in den Massenmedien und in der theologischen Lehre und Forschung tätig sind [als] eine besondere Chance der Kirche in der Bundesrepublik Deutschland“

und für ihre Gemeinden. Für diese Personen wird eine ausdrückliche Beauftragung im Sinne von LG 33 gewünscht, wo die Beauftragung von Laien mit bestimmten kirchlichen Ämtern ermöglicht wird. Dass die Verkündigung nach wie vor Hauptaufgabe der Geweihten bleibt, steht außer Frage. Als Ergänzung zu deren Aufgabe könne aber ein Laie „die Predigt nicht nur im Wortgottesdienst und bei Gottesdiensten in Gemeinden ohne Priester, sondern in außerordentlichen Fällen auch innerhalb der Eucharistiefeier übernehmen.“ (2.3.3) Schließlich sei

„durch die Zuordnung von Wortgottesdienst und Eucharistiefeier im engeren Sinn (vgl. SC 35, 56; PO 4) [...] zwar eine sichtbare, personale Einheit von Prediger und Vorsteher der Eucharistiefeier angemessen, aber nicht unbedingt notwendig; im Übrigen ist nach der Lehre der Kirche bei Wahrung der besonderen Verantwortung des Amtes der Priester nicht allein, sondern die ganze Gemeinde unmittelbarer Träger der Verkündigung und des liturgischen Handelns (vgl. auch 1 Kor 11,26; SC 26; LG 11). Schließlich wird so sichtbar, daß es, unbeschadet der Einheit der Sendung, dennoch verschiedene Charismen, Dienste und Ämter in der christlichen Gemeinde gibt.“ (2.3.3)

Diese ekklesiologische Argumentation fand bei den für die Inkraftsetzung zuständigen römischen Instanzen allerdings keine Resonanz. Kurz vor der Beschlussfassung über den Text hatte der Präfekt der Kleruskongregation, Kardinal John Wright, im Dezember 1972 interveniert. In einem Schreiben an den Vorsitzenden der Bischofskonferenz sprach er der Synode nicht nur die Zuständigkeit für derartige Beschlüsse ab, sondern monierte auch die Unvereinbarkeit der vorgesehenen Regelungen mit den bis dahin ergangenen Erklärungen des Heiligen Stuhles. Trotz dieses Einspruchs blieben die Bischöfe bei der Vorlage, die von der Synode unverändert beschlossen wurde. Allerdings unterschied sich dieser Beschluss deutlich von den Richtlinien zur Beauftragung von „Laien“ mit der Predigt, die ab dem 8. April 1974 in den deutschen Diözesen faktisch umgesetzt wurden. In ihnen schlug sich eine andere theologische Beurteilung nieder: die der kurialen Behörden, deren Zustimmung zu einigen Regelungen

erforderlich war. In ihrem Reskript an die Bischofskonferenz stellte die Kleruskongregation im November 1973 die Laienpredigt in den Kontext eines alten Konflikts:

„Wenn wir also davon sprechen, daß die kirchliche Gemeinschaft für die Verkündigung des Wortes Gottes Verantwortung trägt, so muß diese kirchliche Gemeinschaft als das hierarchisch, das heißt durch das Weihesakrament, konstituierte Volk Gottes verstanden werden.“¹⁰

Damit geriet die Laienpredigt mitten in die Auseinandersetzung über das Verhältnis von gemeinsamem und besonderem Priestertum. Von dort her stellt sich die Frage,

„ob [...] der wesentliche Unterschied zwischen dem Amtspriestertum der Presbyter und dem gemeinsamen Priestertum der Gläubigen verdunkelt würde, wenn man den Predigtdienst im Gottesdienst den Laien zugestände“.¹¹

Statt die Begabungen von „Laien“ wahrzunehmen, sollten „die Berufungen zum Presbyterat und zum Diakonat auf jede mögliche Weise“¹² gefördert werden.

Die theologische Horizontverschiebung – von der integrativen Volk-Gottes-Ekklesiologie zum dichotomen Verhältnis zwischen gemeinsamem und besonderem Priestertum – prägt die rechtliche Rahmung der Laienpredigt bis heute. So wurden im Zuge der Reform des CIC Anfang der 1980er Jahre das grundsätzliche Predigtverbot von Laien aus dem CIC/1917 aufgehoben und eine Fülle an liturgischen Mitwirkungsmöglichkeiten geschaffen. Nach can. 230 § 3 dürfen nun Laien, auch ohne Akolyth oder Lektor zu sein, bei Fehlen der zuständigen Amtsträger den Dienst am Wort und die Leitung liturgischer Gebete übernehmen.¹³ Außerdem eröffnet can. 766 CIC die Zulassung von Laien zur „Predigt in einer Kirche oder einer Kapelle [...], wenn das unter bestimmten Umständen notwendig oder

10 Reskript der Klerus-Kongregation an den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz über die Beauftragung von Laien zur Predigt vom 20. November 1973, in: OG I (vgl. Anm. 8), 182-185, hier 183.

11 Ebd.

12 Ebd.

13 Vgl. Rudolf Pacik, Laien und Liturgie, in: Georg Ritzer, „Mit euch bin ich Mensch...“ Festschrift anlässlich des 60. Geburtstages von Friedrich Schleinzer, O. Cist., Innsbruck 2008, 461-477, hier 463.

in Einzelfällen als nützlich angeraten ist.¹⁴ Ausgenommen davon ist allerdings gem. can. 767 § 1 die Homilie, „die Teil der Liturgie selbst ist und dem Priester oder Diakon vorbehalten wird“. Ihre Hochschätzung geht dabei sogar so weit, dass sie an „Sonntagen und gebotenen Feiertagen [...] in allen Messen [...] zu halten“ ist und „nur aus schwerwiegendem Grund ausfallen“ darf.¹⁵

Interessant ist, dass die Würdigung der Homilie als „pars ipsius liturgiae“, die die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums (SC 52) vorgenommen hatte, nun zum Argument des Ausschlusses avanciert. Zugespitzt wird diese Linie in den beiden Instruktionen *Ecclesiae de mysterio* (1997) und *Redemptionis Sacramentum* (2004). So ist in Art. 3 § 1 von *Ecclesiae de mysterio* davon die Rede, dass die

„Homilie [...] als herausragende Form der Predigt, ‚qua per anni liturgici cursum ex textu sacro fidei mysteria et normae vitae christianaе exponuntur‘ Teil der Liturgie selbst [ist]. Daher [!] muß die Homilie während der Eucharistiefeier dem geistlichen Amtsträger, Priester oder Diakon, vorbehalten sein. Ausgeschlossen sind Laien, auch wenn sie in irgendwelchen Gemeinschaften oder Vereinigungen Aufgaben als ‚Pastoralassistenten‘ oder Katecheten erfüllen. Es geht nämlich nicht um eine eventuell bessere Gabe der Darstellung oder ein größeres theologisches Wissen, sondern vielmehr um eine demjenigen vorbehaltene Aufgabe, der mit dem Weihesakrament ausgestattet wurde. Deshalb ist nicht einmal der Diözesanbischof bevollmächtigt, von der Norm des Kanons zu dispensieren. [...] Jegliche frühere Norm, die Laien die Homilie innerhalb der Meßfeier gestattet hatte, ist durch can. 767, § 1 als aufgehoben anzusehen.“ (Art. 3 §1)¹⁶

Auch die Instruktion *Redemptionis Sacramentum* ruft den „Laien“ das Verbot, innerhalb der Eucharistiefeier zu predigen, ins Gedächtnis. So wird in Nr. 149 klargestellt, dass „dafür Sorge zu tragen [sei], dass die ‚Pastoralassistenten‘ sich nicht die Aufgaben aneignen, die zum eigentlichen Dienst der geistlichen Amtsträger gehören“.¹⁷ In Nr. 161 wird hinsichtlich der Predigt von Laien in anderen liturgi-

14 Ebd.

15 Ebd.

16 Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Instruktion zu einigen Fragen über die Mitarbeit der Laien am Dienst der Priester. 15. August 1997, Bonn 1997 (VApSt 129).

17 Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Instruktion *Redemptionis Sacramentum* über einige Dinge bezüglich der heiligsten Eucharistie, die einzuhalten und zu vermeiden sind. 25. März 2004, Bonn 2004 (VApSt 164).

schen Feiern – und in Absetzung zu anderslautenden Regelungen – darauf hingewiesen, dass deren Zulassung „nur geschehen [darf] aufgrund eines Mangels an geistlichen Amtsträgern in bestimmten Gebieten und um diese ersatzweise zu vertreten; man kann aber nicht einen absoluten Ausnahmefall zur Regel machen und man darf dies nicht als authentische Förderung der Laien verstehen.“ Diese Linie schärft auch das Homiletische Direktorium der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung aus dem Jahr 2014 nochmals ein.¹⁸

Die Predigt ist – das zeigt der hier skizzierte Verlauf der Debatte – zwischen die Fronten einer Auseinandersetzung geraten, aus der sie nur schwer unbeschadet herauskommt. Es geht bei der „Laienpredigt“ nicht um die Predigt oder die Laien. Es geht um den Priester. Der davon ausgehende Erlaubtheitsdiskurs trägt Züge jener Strategie, die Robert Augustus Masters als „spiritual bypassing“ bezeichnete. Das ist der Versuch, objektiv fehlende Qualität durch die Berufung auf geistliche Autorität ausblenden oder gar ersetzen zu wollen. Dabei hat die katholische Predigtkultur mit dem zweiten Vatikanum und der Würzburger Synode einen „Sprung nach vorwärts“ (Johannes XXIII.) gemacht, der in Zeiten der Verflüssigung scheinbarer Gewissheiten für allen Beteiligten fruchtbar werden könnte, weil er aus Polarisierungen aussteigt.

Für die Priester und Diakone bedeuten die gegenwärtige Rechtslage und deren theologische Begründung nur vordergründig eine Privilegierung. Ein Privileg, das zur Pflicht wird, hat nämlich sein Potenzial verspielt. Auch zur Sicherung einer unscharf gewordenen Identität taugt es angesichts der allein zahlenmäßig veränderten Seelsorgelandschaft nicht. Vielmehr erhöht die Pflicht zur Predigt den Druck auf die unter Druck geratenen Seelsorger noch weiter.¹⁹

18 Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung, Homiletisches Direktorium, 29. Juni 2014, Bonn 2015 (VApSt 201), 14.

19 Zur Frage nach der Rollenveränderung der Priester vgl. Johann Pock, Können Priester noch Seelsorger sein? Überlegungen zu den aktuellen Veränderungen des Berufsprofils, in Erich Garhammer / Hans Hobelsberger / Martina Blasberg-Kuhnke / Ders. (Hgg.), Seelsorge: die Kunst der Künste. Zur Theologie und Praxis von Seelsorge, Würzburg 2017 (StThPS 100), 11-121; sowie: Rainer Bucher, Das Priestertum im Kontext der Dienste und Ämter in der katholischen Kirche. Soziologische und

Das Bewusstsein für das besondere Potenzial, das theologisch gebildete Frauen und Männer für die Kirche im deutschsprachigen Raum bedeuten, kann hier schlicht entlastend wirken.

Für die professionellen „Laien“ birgt die Rechtslage schon für sich genommen Risiken. Der Freiburger Kirchenrechtler Georg Bier stellt im Blick auf die kirchenrechtliche Rahmung der Predigt fest:

„Außerhalb der Eucharistiefeyer dürfen auch Laien predigen. Innerhalb der Eucharistiefeyer ist die Predigt hingegen nur Klerikern erlaubt. Die Praxis, sich über diese Bestimmungen hinwegzusetzen, ist rechtswidrig. Ihre Verbreitung in deutschen Diözesen lässt eine stillschweigende Duldung durch die zuständigen Diözesanbischöfe vermuten. Das schützt hauptamtlich in der Seelsorge tätige Laien im Konfliktfall aber nicht vor dienstrechtlichen Konsequenzen.“²⁰

Wenn auch in weiten Teilen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz Laien in Eucharistiefeyern predigen, seien grundsätzlich derartige

„[p]raktizierte, aber nicht legitimierte Teilnehmungsformen [...] prekär. Es sind unverbindliche Zugeständnisse eines Klerikers, dem Leitungsentscheidungen von Amts wegen zustehen. Sie sind von ihm und seinem Wohlwollen abhängig und können jederzeit zurückgenommen werden.“²¹

Die Anerkennung ihrer Teilhabe an der Sendung der Kirche und die Würdigung ihrer Kompetenz würden die Kompetenz der Priester nicht schwächen, sondern stärken. Zudem würde es skurrile Situationen in der Ausbildung entschärfen. So wird mancherorts sonntags eine Wort-Gottes-Feier statt der Eucharistie gefeiert, damit die fällige Predigtprüfung eines Priesteramtskandidaten abgenommen werden kann.

pastoraltheologische Perspektiven, in: Ders., *An neuen Orten. Studien zu den aktuellen Konstitutionsproblemen der deutschen und österreichischen katholischen Kirche*, Würzburg 2014, 341-350.

20 Georg Bier, *Die Beteiligung der Laien an der Sendung der Kirche. Eine Bestandaufnahme aus kirchenrechtlicher Perspektive*, in: *Rektor des Erzbischöflichen Seelsorgeamtes Freiburg (Hg.), Impulse für die Pastoral 1/2015*, Freiburg 2015, 23-27, hier 24.

21 A. a. O., 26.

Für die Hörerinnen und Hörer bringt die Vervielfältigung der pastoralen Berufe den Luxus mit sich, dass die Vielstimmigkeit von Schrift und Tradition auch in unterschiedlichen Stimmlagen zum Klingen kommen kann. Nach wie vor ist für sie die Predigt ein entscheidendes Kriterium für die Qualität eines Gottesdienstes. Wo die Frage nach der Begabung die Frage nach der Erlaubtheit nicht ersetzt, sondern ergänzt, hat der berechtigte Wunsch nach guten Predigten wieder mehr Raum.

2. Wir müssen reden – können aber nicht.

Schon Ende der neunziger Jahre machte Rolf Zerfaß auf die wachsende Arbeitsüberlastung der Prediger als eine Entwicklung aufmerksam, die an die homiletische Substanz geht: Schließlich sei die Predigt

„eine schöpferischer Vorgang – im theologischen wie im psychologischen Sinn [...]. Ihr Gelingen ist davon abhängig, ob in uns Energieströme fließen, die wir nicht befehligen, für die wir nur günstige Bedingungen schaffen können. Dazu gehören Phasen des Rückzugs, der Entspannung, zweckfreier neuer Erfahrungen mit dem Leben selbst. Weil sie dazu nicht mehr fähig sind, predigen viele unserer Pfarrer schlechter, als sie predigen könnten. Ihnen fehlt das Wochenende [...]. Soweit sie zwei (und mehr) Gemeinden betreuen müssen, predigen sie Woche für Woche zwei- bis dreimal vor demselben Publikum. Das ist mehr, als von irgendeinem Bischof auf der Welt verlangt wird. Wer kann dem gerecht werden?“²²

Zwanzig Jahre später hat sich die Situation verschärft, nicht allein im Blick auf die Anzahl der zu betreuenden Gottesdienstorte. Das sichere Koordinatensystem, das die Rolle des katholischen Pfarrers über Jahrzehnte definierte, hat sich verflüssigt. Für ihn gilt in besonderem Maße, was Rainer Bucher als Herausforderung für alle Priester beschreibt: Sie

22 Rolf Zerfaß, Grundkurs Predigt. Band 2: Textpredigt, Düsseldorf 1997, 231.

„müssen in einer postmodernen Gesellschaft mit einer tendenziell vor-modernen Theorie ihres Priesterseins zurecht kommen und werden dabei – nicht zuletzt von ihren Vorgesetzten – an den Erfolgsmaßstäben einer modernen Dienstleistungsgesellschaft gemessen. Von Seiten ihrer Gemeindemitglieder sehen sie sich dann auch noch dem Erwartungsdruck ausgesetzt, einfühlsame Begleiter ihrer je eigenen Biografie zu sein. [...] Zwischen der Rolle als sakral legitimierter Heilsvermittler, den Anforderungen als regionaler Filialleiter einer weltweiten Religionsinstitution ‚Katholische Kirche‘ und dem Erwartungsdruck der einzelnen Gläubigen auf therapeutische Lebenshilfe und Lebensbegleitung wird gerade der Pfarrpriester heute mehr oder weniger zerrieben.“²³

Die Folgen, die diese Liquidierung der Rollensicherheit für den einzelnen mit sich bringt, kommen in der Seelsorgestudie zur Sprache, für die in den vergangenen Jahren Seelsorgerinnen und Seelsorger in den deutschen Diözesen befragt wurden. Es ist ein unerwartetes Resultat der Untersuchung, dass die größeren territorialen Strukturen – über die damit verbundenen Faktoren wie die Wochenarbeitszeit oder die Größe des Teams – zumindest in der Gesamtbetrachtung keine Relevanz für die gesundheitliche und persönlich wahrgenommene Belastung haben. Auch liegen die Werte der Lebenszufriedenheit von Seelsorgerinnen und Seelsorgern deutlich über dem Niveau der Normalbevölkerung und sind mit denen von sozioökonomisch ähnlichen Gruppen vergleichbar.²⁴ Die Burnout-Gefährdung bewegt sich im Normalbereich.²⁵ Beschwichtigungsfloskeln wären aber fehl am Platz. Denn der tiefere Blick auf die persönliche Verfassung der Seelsorgerinnen und Seelsorger offenbart durchaus kritische Punkte. Drei seien an dieser Stelle hervorgehoben, weil sie hinsichtlich des „Reden-Müssens“ im Rahmen der Verkündigung als besonders relevant – weil kreativitätshemmend – erscheinen.

23 Rainer Bucher / Georg Plank, *Ungeliebte Kinder, überlastete Lieblingssöhne und weit entfernte Verwandte. Warum hat die Kirche Probleme mit ihrer professionellen Struktur?*, in: Rainer Bucher (Hg.), *Die Provokation der Krise. Zwölf Fragen und Antworten zur Lage der Kirche*, Würzburg 2005, 50.

24 Vgl. Klaus Baumann / Arnd Büssing / Eckhard Frick / Christoph Jacobs / Wolfgang Weig, *Zwischen Spirit und Stress. Die Seelsorgenden in den deutschen Diözesen*, Würzburg 2017, 45.

25 Vgl. a. a. O., 136. Interessant ist allerdings, dass die Burnout-Gefährdung der Priester über dem Niveau der anderen in der Seelsorge Tätigen liegt.

So ist erstens das so genannte Kohärenzgefühl Gegenstand der Seelsorgestudie. Es gilt als „zentrale Ressource mit großer Bedeutung für Lebenszufriedenheit, Gesundheit und Engagement“²⁶:

„Priester und Laien in der Seelsorge mit einem höherem Kohärenzgefühl (also mit höheren Werten in Lebensorientierung, Gestaltungskraft und Sinnhaftigkeit) erleben sich als gesünder; erleben mehr Engagement und eine größere Leistungsfähigkeit; identifizieren sich mit ihrer Berufung und ihrer Lebensform.“²⁷

Allerdings sind unter den Seelsorgenden nur wenige Personen mit starkem Kohärenzgefühl zu finden. Besonders bei Priestern zeige sich „ein überproportional hoher Anteil von Personen mit einem niedrigen Kohärenzgefühl und ein überproportional niedriger Anteil mit einem ganz hohen Kohärenzgefühl“.²⁸ Insgesamt halten die Autoren fest,

„dass ausgerechnet bei katholischen Seelsorger/-innen das Kohärenzgefühl (bzw. die Lebenssicherheit, die Orientierung der durchdringenden, ausdauernden und dynamischen Lebenszuversicht, die Gewissheit über den gestaltbaren Zusammenhang der Welt und des Lebens, das ‚Gefühl des Verankertseins‘) geringer ausgeprägt ist als bei Personen in Berufen mit vergleichbarer Verantwortung und mit vergleichbarem beruflichem Auftrag.“²⁹

Worin auch immer die Gründe für diese Situation liegen: In homiletischer Hinsicht dokumentiert sie eine elementare Ressourcenknappheit. Schließlich sind gerade die eigene Lebenszuversicht, die Hoffnung auf die Gestaltbarkeit der Welt und das Gefühl des Verankert-Seins wesentliche Quellen, aus denen Predigerinnen und Prediger schöpfen. Wenn sie erschöpft sind, kann sich die Lust am Predigen in eine Last verkehren.

Zweitens richtet sich im qualitativen Teil der Untersuchung der Fokus auf die Bindungsstile von Seelsorgerinnen und Seelsorgern. Deren Diagnose ermögliche

„Rückschlüsse darauf, wie die Untersuchten mit belastenden Beziehungs-Konstellationen umgegangen sind und umgehen, wie sie schwer erträgliche Gefühle und Inhalte abwehren und über welche

26 A. a. O., 68.

27 A. a. O., 55.

28 A. a. O., 60.

29 A. a. O., 61.

Ressourcen sie verfügen: allein und durch die erfahrene Unterstützung anderer. [...] Im Licht der Bindungstheorie ist die ‚sichere‘ Bindungsrepräsentanz am günstigsten, m.a.W.: Die Träger unsicherer Bindungsmuster haben es schwerer, mit den Belastungen des Lebens umzugehen.“³⁰

Bemerkenswert ist daher der – nach Aussage der Autoren – „auffälligste Befund der qualitativen Seelsorgestudie“, dass es insbesondere unter Priestern einen relativ niedrigen Anteil sicher gebundener Personen – und umgekehrt einen relativ hohen Anteil unsicher gebundener Personen gebe.³¹ Letztere könnten zwar in Glaube, Kirche und Gemeinde sichere Häfen finden, die in der eigenen Unsicherheit Halt versprechen. Sie können aber auch einen formalistischen, unpersönlichen Seelsorgestil entwickeln, der persönliche Nähe vermeidet.³² Das führt in homiletischer Perspektive zu einem Auseinanderdriften von pastoraler Haltung und verkündeter Botschaft:

„So werden „die alt- und neutestamentlichen Aufbruchssituationen, das Herausgerufen-Sein (ek-klesia) und die jesuanische Unsicherheit (vgl. Mt 8,20par) [...] existenziell und faktisch weitgehend abgewehrt (wenn auch weiterhin theologisch-kognitiv ohne Folgen für sich selbst repetiert).“³³

Die dritte bemerkenswerte Diagnose der Seelsorgestudie ist die Normalität von Phasen „geistlicher Trockenheit“ (spiritual dryness) bei den Befragten. Der Begriff steht für Erfahrungen von Gottesferne, Resonanzlosigkeit des Gebets oder von geistlicher Leere, aus der heraus man selbst nicht mehr viel geben kann. Geistliche Trockenheit erleben nach eigenen Angaben 12 % der Priester oft und 46 % gelegentlich. Das Gefühl, nicht mehr viel geben zu können, haben 13 % regelmäßig und 74 % manchmal oder selten.³⁴ Zwar kann eine

30 A. a. O., 126.

31 A. a. O., 125. So gelten nur 18,6 % der Priester (ohne die Jahrgänge vor 1945) als sicher-autonom, während 38,9 % als unsicher-distanziert, 22,6 % als unsicher-verstrickt und 19,8 % als desorganisiert beschrieben werden (a. a. O., 124).

32 Vgl. a. a. O., 267 f.

33 A. a. O., 131.

34 Vgl. a. a. O., 252 und 254, sowie: Arndt Büssing / Andreas Günther / Klaus Baumann / Eckhard Frick / Christoph Jacobs, *Spiritual Dryness as a Measure of a Specific Spiritual Crisis in Catholic Priests: Associations with Symptoms of Burnout and Distress*, in: *Evidence-Based Complementary and Alternative Medicine*, Volume 2013 (2013), Article ID 246797, online verfügbar unter: <http://dx.doi.org/10.1155/2013/246797> (22.03.2018).

derartige Wüstenzeit, das zeigt der Blick auf Mystikerinnen und Mystiker, zu einem wesentlichen Element des eigenen spirituellen Wachstums werden, sie kann aber auch in die Trostlosigkeit führen. Offenbar verfügen nicht wenige der Befragten über Strategien zum fruchtbaren Umgang mit dieser Erfahrung. Allerdings zeigen auch zwei Drittel der Priester „entweder kein oder nur gelegentliches Engagement für andere oder eine spirituelle ‚Weiterentwicklung‘ im Zusammenhang mit der geistlichen Trockenheit.“³⁵

Auf den ersten Blick ließen sich diese Erkenntnisse als für die Verkündigung dramatisch deuten: Was sollen das für Botschafter sein, die nicht voller Überzeugung und ohne den Anflug eines Zweifels Gott zur Sprache bringen? Nicht wenige Hörerinnen und Hörer erwarten möglicherweise auch genau das. Wie auch in Politik und Gesellschaft stärkt eine wachsende Unsicherheit die Sehnsucht nach denjenigen, die Sicherheit – wenn auch nur vermeintlich – verkörpern. Dabei liegt gerade in der hier dokumentierten Normalität von Phasen spiritueller Erschöpfung ein wichtiger homiletischer Impuls. Die Erfahrung der Abwesenheit Gottes könnte nämlich – das sei hier als Vermutung formuliert – eine Erfahrung sein, die viele Priester und andere Seelsorgerinnen und Seelsorger mit einer ganzen Reihe von Menschen heute teilen. Sie verfügen nicht über göttliches Geheimwissen oder spirituelle Superkräfte. Auch ein hochkarätiges theologisches Studium und eine ausgezeichnete professionelle Seelsorgeausbildung werden nicht mit einer Dauerkarte für die Gottesbegegnung belohnt. Es wird eher komplizierter – mit den Worten, die dem 2010 verstorbenen Münchner Philosophen und Theologen Albert Keller SJ zugeschrieben werden: *Je älter ich werde, desto weniger glaube ich. Aber das umso fester.*

Was Predigerinnen und Prediger gegenüber ihren Hörerinnen und Hörern auszeichnet, ist also nicht ein irgendwie größerer Glaube oder eine stärkere Glaubensgewissheit. Es ist der Mut, dem möglicherweise Wenigen des eigenen Glaubens zu trauen. Und es ist die Risikobereitschaft, die eigene Unsicherheit als solche auszuhalten. Entsprechend bleibt die Herausforderung für Predigerinnen und Prediger, mit jener geistlichen Sicherheitserwartung umzugehen, die manche Vorgesetzte wie Anvertraute an sie richten: Wählen sie den Weg, in geistlichen Wüstenzeiten eine spirituelle Fata Morgana

35 Vgl. Klaus Baumann u. A., *Zwischen Spirit und Stress*, 256.

zu errichten, in der man sich der Sache Gottes wenigstens sprachlich sicher sein kann? Oder wagen sie es – mit dem Risiko, Hörerinnen und Hörer buchstäblich zu ent-täuschen, ihre eigene Unsicherheit und Sehnsucht zur Sprache zu bringen?

3. Wir müssen reden – wissen aber nicht, wie.

Selten wurde die Predigt im Kosmos der katholischen Kirche so gewürdigt wie durch die prominente Rolle, die Papst Franziskus ihr in seinem Apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium* einräumt.³⁶ Dort steht sie mittendrin. Im dritten von fünf Kapiteln werden der Homilie (135-144) und der Vorbereitung der Predigt (145-159) zwei eigene Abschnitte gewidmet. Die Homilie, auf die sich der Papst zunächst konzentriert, erfährt ihre Wertschätzung in diesem Dokument nicht durch kanonistische Exklusivität, sondern in theologischer Hinsicht: Sie verlange die Einbindung in die Liturgie, die Anbindung an die biblischen Texte und die Verbindung zum Volk Gottes. Insofern ist sie „der Prüfstein, um die Nähe und die Kontaktfähigkeit eines Hirten zu seinem Volk zu beurteilen.“ (135)

Franziskus steht als Papst für eine Gewohnheit des Außergewöhnlichen. In seinen Ausführungen zur Predigt besteht dieses Außergewöhnliche darin, dass er in *Evangelii gaudium* nicht eine Definition, also das ‚Was‘ der Homilie in den Vordergrund rückt, sondern sich ausführlich dem Stil der Predigt, also dem ‚Wie‘ des Predigens und der Predigtvorbereitung widmet. Damit legt er den Finger in die Wunde. Schließlich weiß auch er,

„dass die Gläubigen ihr [der Predigt] große Bedeutung beimessen; und sie, wie die geweihten Amtsträger selbst, leiden oft, die einen beim Zuhören, die anderen beim Predigen. Es ist traurig, dass das so ist.“ (135)

36 Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *Apostolisches Schreiben Evangelii gaudium des Heiligen Vaters Papst Franziskus an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die Personen geweihten Lebens und an die christgläubigen Laien über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute*. 24. November 2013, Bonn 2014.

Der Papst belässt es nicht bei dieser Diagnose, sondern hebt den Zusammenhang zwischen dem, was gesagt wird, und der Art und Weise, wie es gesagt wird, hervor:

„Einige meinen, gute Prediger sein zu können, weil sie wissen, was sie sagen müssen, vernachlässigen aber das Wie, die konkrete Weise, eine Predigt zu entwickeln. Sie klagen, wenn die anderen ihnen nicht zuhören oder sie nicht schätzen, aber vielleicht haben sie sich nicht bemüht, die geeignete Weise zu finden, die Botschaft zu präsentieren. Erinnern wir uns daran: ‚Die offenkundige Bedeutung des Inhalts [...] darf jedoch nicht die Bedeutung ihrer Wege und Mittel verdecken‘ [Evangelií nuntiandi 1975, 40]. Auch die Sorge um die Art und Weise des Predigens ist eine zutiefst geistliche Haltung. Es bedeutet, auf die Liebe Gottes zu antworten, indem wir uns mit all unseren Fähigkeiten und unserer Kreativität der Aufgabe widmen, die er uns anvertraut; doch es ist auch eine hervorragende Übung der Nächstenliebe, denn wir wollen den anderen nicht etwas Minderwertiges anbieten.“ (156)

In die gleiche Richtung weist die Kritik, die Erik Flügge im gleichnamigen Spiegel-Bestseller am „Jargon der Betroffenheit“ übt:

„Die Kirche verhält sich kommunikativ so ungeschickt nach außen, dass man dafür nur wenige Vergleiche findet. Es ist, als würde BMW in einer Werbung die Maschinen und Schichtpläne abfilmen lassen, statt eine Person mit Freude am Fahren zu zeigen. Oder als würde Milka versuchen, Kinder von seinem Schmunzelhasen zu überzeugen, indem es die Aluminiumverpackung nicht bedruckt, sondern als Rohmaterial zeigt, das in einem Aluminiumwerk gewalzt wird, ohne zu verraten, dass sich dahinter Schokolade verbirgt. Was bei kirchlicher Kommunikation meist auf der Strecke bleibt, ist das Leben.“³⁷

Auf den Punkt gebracht: Die beiden unterschiedlichen Stilkritiker sind sich darin einig, dass – wie Franziskus formuliert – die „größte Gefahr für einen Prediger [darin] besteht, sich an die eigene Sprache zu gewöhnen und zu meinen, dass alle anderen sie gebrauchen und von selbst verstehen.“ (158) Und es liegt auch in der Spur von *Evangelií gaudium*, wenn Flügge sich keine vereinfachten und theologiefreien Predigten wünscht, sondern – ganz im Gegenteil –

37 Erik Flügge, *Der Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt*, München 2016, 123.

„den universitären Tiefgang auch in der allgemeinen religiösen Verkündigung – nur eben so versprachlicht, dass man ihn versteht. Dafür muss man sich nicht beim Inhalt dumm stellen, sondern nur in der Wortwahl und der Satzkonstruktion.“³⁸

Das ist leichter gesagt als getan. Denn es gibt eben einen feinen Unterschied zwischen Banalisierung und Elementarisierung. Während erstere schnell zu machen ist, verlangt letztere das Verlernen liebgewordener sprachlicher Handgriffe und das Einüben eines neuen Stils religiöser Rede. Das wiederum fällt nicht nur deshalb schwer, weil diejenigen, die mit dem Predigen anfangen, aus langen Jahren des Predigten-Hörens häufig eine nur schwer zu irritierende Vorstellung davon mitbringen, wie eine Predigt scheinbar zu klingen hat. Und auch nicht nur, weil im Studium der Theologie wissenschaftliche Sprachspiele trainiert werden, die mit der Zeit möglicherweise selbst für religiöse Rede gehalten werden. Es ist vor allem deshalb eine Herausforderung, weil – wie Arnd Bünker in einer Auseinandersetzung mit Erik Flügges Kritik herausarbeitet –

„das Problem der Kirche noch viel grösser ist, als nur ein Sprachproblem. [...] Sie haben ein echtes und fundamentales Relevanzproblem, sie kämpfen gegen ihre weitgehende Bedeutungslosigkeit an. Wo kirchliche Machtinteressen mitspielen – und mögen sie noch so wohlmeinend sein – verschiebt sich die Relevanz der kirchlichen Verkündigung. Wo die Machtspiele heute aber nicht mehr funktionieren, verliert die von ihnen geprägte Verkündigung ihre Bedeutung – was eigentlich positiv ist.“³⁹

Mit dieser unerwarteten Wertung öffnet sich eine Perspektive. Predigt ist – wie der Titel dieses Bandes formuliert – geforderte Rede. Sie ist gefordert, vorgespurte Argumentationswege zu verlassen, festgefügte Sprachregelungen zu überschreiten und mit der Idee zu brechen, am Ende müssten alle Fragmente des Evangeliums und des Lebens bruchlos zusammenpassen. Sie ist gefordert, den Versuchungen zum Moralisieren, Verniedlichen und Didaktisieren zu widerstehen. Sie ist gefordert zum Wagnis, nach zehn Semestern Theologie

38 A. a. O., 111.

39 Arnd Bünker, Jargon der Betroffenheit? Zum Hype um das Buch von Erik Flügge, in: Feinschwarz. Theologisches Feuilleton. 1. September 2016, im Internet unter: <http://www.feinschwarz.net/jargon-der-betroffenheit-zum-hype-um-das-buch-von-erik-fluegge/> (22.03.2018).

wieder normal von Gott zu sprechen. So macht sie jene Leerstellen des eigenen Glaubens wahrnehmbar, die gerade heute nicht das Ende, sondern der Ausgangspunkt religiöser Kommunikation sind.

Schließlich zeigt dieser Blick auf drei Facetten der katholischen Predigt: Die rechtlichen Streitigkeiten, das Ringen mit den eigenen Unzulänglichkeiten und die Kritik am stilistischen Status quo dokumentieren vor allem eines: Es gibt in der katholischen Kirche eine ungebrochene Sehnsucht nach guten Predigten. Das ist ein Anfang.